

2. Pfingsttag 2005

Liebe Gemeinde,

daß uns für die Predigt an diesem Pfingstfest die Geschichte vom Turmbau zu Babel empfohlen wird, ist nur auf den ersten Blick verwunderlich. Ein zweiter Blick richtet sich nämlich auf die Geschichte vom ersten Pfingstfest, und dort erfahren wir, daß die Menschen, die aus aller Herren Länder in Jerusalem zusammengeströmt sind, um das Laubhüttenfest zu feiern, die Apostel in der Kraft des heiligen Geistes so predigen hören, daß jedermann, woher er auch kommt, sie in seiner eigenen Sprache reden hörte und sie verstand. Die wundersame Sprachverwirrung von Babylon wird also durch ein wunderbares Verstehen im pfingstlichen Geist aufgehoben. Schon jener unbekannte Christ, der uns in der Apostelgeschichte die Pfingsterzählung aufgeschrieben hat, hat bei seiner Erzählung die Geschichte vom Turmbau zu Babel im Auge gehabt, so daß wir umgekehrt bei der Geschichte vom Turmbau zu Babel die Pfingsterzählung vor Augen haben müssen.

Oberflächlich betrachtet geht es in der Geschichte vom Turmbau zu Babel darum, daß Gott die Sprache der Turmbauer verwirrt, damit keiner des Anderen Sprache versteht. Nun kann man sich nicht mehr über den Fortgang des Turmbaus verständigen und muß das Unternehmen abbrechen. Wie kommt es, so mag der Erzähler dieser Geschichte gedacht haben, daß die Menschen so viele Sprachen sprechen, wo sie doch alle von einem Menschen abstammen, und es ist ja nicht abwegig, diese Tatsache auf ein Gericht Gottes zurückzuführen; denn wir haben doch wohl allen Grund, darüber zu seufzen, daß wir Menschen uns so oft nicht verstehen und uns so wenig verständigen können. Bei dieser oberflächlichen Betrachtung könnte man dann freilich auch fragen, warum die Baumeister keine Dolmetscher eingesetzt haben oder warum sie keine Weltsprache gewählt haben, wie es im alten Orient das Aramäische, dann das Griechische, später das Lateinische und zeitweilig das Französische war und heute das Englische ist und wie es nach der Vorstellung mancher das Esperanto sein soll, eine aus vielen Sprachen geschaffene Kunstsprache. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß sich auch Mohammed im Koran auf die Geschichte von der babylonischen Sprachverwirrung bezieht, und nach seiner Überzeugung ist das Arabische die Sprache aller Sprachen, nämlich Gottes eigene Sprache, die im Koran selbst ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hat. Darum lernen die Muslime in den Koranschulen den arabischen Koran auswendig und sie beten in den Moscheen in aller Welt die arabischen Suren, welche Muttersprache auch immer sie selbst sprechen. Daß etwa die Türken in unserer Stadt den Sinn dessen, was sie sprechen, gar nicht verstehen – der Koran darf ja nicht in andere Sprachen übersetzt werden – ist unwichtig gegenüber der Tatsache, daß *eine* Sprache die Muslime in aller Welt vereint, auch wenn sie sich in dieser Sprache nicht verständigen können und sich – die Nachrichten über die Bombenanschläge zeigen es uns täglich – nicht verstehen.

Auf solche Weise wird freilich die Geschichte vom Turmbau zu Babel nur oberflächlich verstanden und die Sprachverwirrung nicht aufgehoben. Denn Sprache hat es mit Verstehen zu tun, nicht mit dem unverstandenen Klappern von Wörtern, und selbst Verstehen bedeutet mehr als nur, sich verständlich machen zu können. Ja, zum Verstehen bedarf es nicht einmal unbedingt der Sprache. Liebende verstehen sich sprachlos, wenn sie sich ins Auge schauen, und der Sterbende versteht den tröstlichen Händedruck, auch wenn die *Worte* des Trostes verstummt sind. Unsere Sprachverwirrung ist größer, als sie der oberflächliche Blick auf die Geschichte vom Turmbau zu Babel erkennen läßt. Wir müssen darum tiefer blicken.

Wir können auch sagen: Wir müssen in die Tiefe blicken, nämlich in jene Tiefe, in der die Menschen nicht mehr mit sich zufrieden sind, sondern beginnen, einen Turm zu bauen, des Spitze bis an den Himmel reicht, um sich einen Namen zu machen, um etwas zu gelten, um unvergänglich und unvergänglich zu werden. Der Turm von Babel ist nicht von ungefähr seit je das Symbol menschlicher Hybris, der Übersteigerung des Menschen, sichtbares Zeichen der menschlichen Ursünde. Von dieser Ursünde berichten die ersten Kapitel der Bibel vielfältig. Adam und Eva essen von dem Baum des Lebens, der mitten im Garten steht, weil die Schlange ihnen sagte, dann würden sie sein wie Gott, allwissend und allmächtig, und würden selbst bestimmen, was gut und was böse ist. Dann folgt die Geschichte vom Brudermord Kains, der sich selbst zum Herrn über Leben und Tod machte, Urbild der vielen Morde, von denen täglich unsere Zeitungen berichten, und von den noch viel mehr Morden am ungeborenen Leben, von denen keiner mehr spricht. Und daß nicht nur dieser oder jener Mensch Sün-

der ist und die Anderen sich erhaben fühlen können, sondern daß das Dichten und Trachten *aller* Menschen böse ist von Jugend auf, führt uns dann die Geschichte von der Sintflut vor Augen, und selbst Noah, der einzige Gerechte, steht am Ende als Schuldiger da, so daß Gott es aufgibt, durch sein Gericht seine gute Schöpfung zu bewahren: ‚Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen um der Menschen willen‘.

Und nun die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Das Besondere an dieser Erzählung ist, daß in ihr nicht mehr ein *Ich* am Werk ist, sondern ein *Wir*, ein Kollektiv, eine Gesellschaft, ein ganze Bevölkerung: *Wohlan! Wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, des Spitze bis an den Himmel geht.* In der Tat versteckt sich ja der Einzelne oft in der Masse. Er tut das, was *Man* tut, was Alle tun, und er wälzt die Verantwortung für das, was er getan hat, auf dies *Man* ab. Die Bewohner Babylons lassen sich mitziehen von einem großen Plan. Eine mächtige Stadt und ein einzigartiger Turm sollen gebaut werden, gleichsam eine vollkommene Gesellschaft, eine Gottesstadt soll mitten auf der Erde errichtet werden.

Jeder Blick in die Weltgeschichte zeigt, daß solche babylonischen Türme bis in unsere Gegenwart hinein immer von neuem errichtet worden sind, und er zeigt zugleich, daß jedesmal die Verständigung der Menschen untereinander verlorenging, daß das Verstehen des Anderen auf der Strecke blieb. Wer aller gewinnen will, verliert am Ende alles. Der Kaiser Augustus wollte ein ewiges Friedensreich errichten und ließ sich deshalb als Gott ehren. Dazu unterdrückte er die Völker, saugte sie aus und schickte Maria und Josef nach Bethlehem. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verkündigte die französische Revolution; sie ließ in den Kirchen den Gott ‚Vernunft‘ anbeten richtete auf dem Markt die Schreckensherrschaft der Guillotine auf. An die Schrecken unserer Zeit wurden wir in unseren Tagen zum 60. Jahrestag des Kriegsendes erinnert. Hitler und Stalin haben ihre Turmbauten errichtet, deren Spitzen bis zum Himmel reichte, so daß niemand mehr höher war als sie. Sie wollten Reiche vollkommener Gerechtigkeit errichten, und noch heute tragen wir die Folgen dessen, daß an die Stelle von Verstehen und Verständigung ein Wirrwarr der Sprachen trat, ein blutiges Gegeneinander, ein mörderischer Unverstand. Was vor 60 Jahren in unserer Stadt geschah, hat uns in diesen Wochen noch einmal vor Augen geführt, was es bedeutet, wenn ganze Völker sich einen Namen über alle Namen machen wollen. Und ich frage mich, ob nicht ein Hauch solcher Anmaßung auch heute da zu spüren ist, wo ein Stadregiment beansprucht, der Schuljugend beizubringen, welche bleibenden Werte in unserer Gesellschaft für alle zu gelten haben?

Blättern wir nach der Geschichte vom Turmbau zu Babel eine Seite weiter in unserer Bibel, so hören wir von der Berufung Abrahams, der von Gott herausgerufen wird aus seinem Volk und Vaterland und der die Verheißung hört: ‚Ich will dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.‘ Man merkt den Gegensatz: Dort wollte sich das Volk einen großen Namen machen, indem es einen Turm baute, dessen Spitze bis an den Himmel ging, und darauf lag kein Segen. Hier wird einer aus seinem Volk herausgerufen, dem Gott verspricht, *er* wolle ihm einen großen Namen machen, und darauf ruht ein Segen für alles Volk. Dort geht der Weg von unten nach oben; die Menschen erheben sich bis zum Himmel und liegen am Ende zerschmettert auf der Erde. Hier geht der Weg von oben nach unten; Gott neigt sich zum Menschen hinab und erhebt ihn, indem er ihn demütigt, und darauf beruht ein Segen, der allen Völkern widerfahren soll. Dort tut jeder, was alle tun, und hier wird einer herausgerufen aus der Masse und so der Stammvater einer neuen Gottesvolkes. Die Geschichte von Abrahams Berufung ist sozusagen die alttestamentliche Pfingstgeschichte und lenkt so unseren Blick wieder auf die Pfingstgeschichte des Neuen Testaments.

Dort heißt es, daß ein Brausen vom Himmel geschah wie eines gewaltigen Windes, und daß Gottes Geist über die Gemeinde kam und die Versammelten in einer Sprache zu reden begannen, die von allen verstanden wurde. Der Geist Gottes, der von oben kommt, hält uns Menschen hier unten fest, wo wir demütig sind und auf Gottes Gnade warten. Und in solcher Demut erhebt sich nicht Einer über den Anderen, sondern er beginnt, den Anderen zu verstehen. Wohl gemerkt: Ihn als den *Andern* zu verstehen. Er wartet nicht darauf, bis der Andere, wie wir sagen, ‚unsere Sprache spricht‘, unserer Meinung ist, um sich dann mit ihm zu verständigen, sondern er akzeptiert den Anderen in seiner Andersartigkeit, in seiner Fremdheit, er versteht ihn so, wie der Andere ist. Gottes Geist ist gleichsam der Dolmetscher zwischen denen, die verschiedene Sprachen sprechen, in verschiedenen Welten Leben, und die sich doch verstehen sollen und dürfen.

Weil das, der Erzählung vom Turmbau zu Babel zufolge, auch von einem ‚Wir‘ gilt, geht an diesem Pfingstfest unser Blick zurück in jene Wochen, als vor 60 Jahren ein schrecklicher Krieg in Europa zu Ende ging, ein Krieg, der begann, als Hitler einen Turm bauen wollte, dessen Spitze bis

zum Himmel reichte, so daß die Völker sich nicht mehr verständigen konnten und die Waffen sprechen ließen. Schauen wir von dort auf das Europa von heute, so möchte man dankbar glauben, daß ein pfingstlicher Geist die Völker zusammengeführt hat und weiter zusammenführt, Völker, die viele Sprachen sprechen und sich doch verstehen, die sich gelten lassen und die in vielen Sprachen das eine Wort von Frieden und Verständigung vernehmen. Man darf ja nicht übersehen, daß Europa entstanden ist, als Karl der Große, den schon seine Zeitgenossen den ‚Vater Europas‘ nannten, nach den Schrecken der Völkerwanderungszeit die Germanen und die Romanen zusammenführte, die sich Jahrhunderte lang bekriegt hatten. Das, was diese Völker, die sich gar nicht verstanden hatten, zusammenführte, war der Geist des Christentums, der heilige Geist, weshalb Kaiser Karl darauf bedacht war, daß in allen Sprachen seines Reichs das eine Wort gelehrt wurde, das den Geist Gottes mit sich führte und führt. Daß Europa in seiner Geschichte diesen Geist oft verleugnet hat, liegt am Tage, aber die christliche Gemeinde in allen Verirrungen hat nie aufgehört zu bitten: Komm, heiliger Geist. Und da der Geist Gottes weht, wo er will, dürfen wir glauben und bekennen, daß Europa in unseren Tagen zu seinem Ursprung zurückgefunden hat und daß Frieden und Verständigung Werk des Geistes Gottes sind, der die hohen Türme zerbricht und seinen Segen auf die Menschen und Völker legt; die viele Sprachen sprechen und doch die eine Sprache verstehen, in der Gottes Geist zu uns kommt.

‚Wir‘ sagen aber nicht nur die Völker; ‚wir‘ sagt auch die Christenheit, die immer noch gesplattene Christenheit, die doch in den letzten 60 Jahren mehr zueinander gefunden hat als seit Jahrhunderten zuvor und die es mehr und mehr lernt, den Anderen zu verstehen und sich mit ihm zu verständigen. Zumindest da, wo, um im Bild zu bleiben, die kleinen Türme gebaut werden: in den Familien und in den Nachbarschaften, in denen evangelische und katholische Christen miteinander leben, und den evangelischen und katholischen Gemeinden vor Ort ist die Bitte an den Geist von Pfingsten, die Paul Gerhard uns gelehrt hat, erhört worden: ‚... verknüpf in allen Landen, was sich getrennet hat.‘ Wenn wir freilich nach Rom blicken, so kann man sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, daß dort noch an einem großen Turm gebaut wird, an dessen Spitze unbedingt der Papst stehen muß, der allein den Weg zum Himmel offen hält - obschon wir doch *gemeinsam* bitten, ‚daß unter einem Hirten eine Herde aus allen werde‘, und dieser gute Hirte ist nicht der Papst, sondern Jesus Christus selbst. Aber von der Einheit der *Verschiedenen*, die uns die Pfingsterzählung vor Augen stellt, spricht man in Rom nicht gerne. Unsere Medien haben ja in den letzten Wochen die Blicke der Öffentlichkeit in die Richtung nach Rom gezwungen, und manche Betrachter haben sich wohl nicht ohne Grund gefragt, ob das große Gepränge, daß mediengerecht vorgeführt wurde, in allem immer Ausdruck des pfingstlichen Geistes gewesen ist, oder ob nicht der vergleichsweise bescheidene ökumenische Kirchentag hier in Berlin mehr von diesem Geist spüren ließ. Beide Päpste, der alte aus Polen und der neue aus Deutschland, haben diesen Kirchentag mit kritischen Augen betrachtet. Der Spitze in Rom ging solches pfingstliches Verstehen und Verständigen zu weit, während für uns an der Basis die versöhnte Verschiedenheit, das Verstehen trotz aller in der Geschichte gewachsenen Unterschiede eine dankbar empfangene Gabe des Geistes Gottes ist.

Das Pfingstfest schenkt uns jedenfalls die Gewißheit, daß die Folgen des Turmbaus zu Babel auch weiter durch den Geist des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung aufgehoben werden können, im Großen und im Kleinen, wenn wir ‚Ich‘ sagen und wenn wir ‚Wir‘ sagen, wo wir selbst, wo die Völker und wo die Kirchen miteinander leben - wenn wir nur nicht wieder anfangen, große Türme zu bauen, sondern bescheiden bleiben und nicht müde werden, demütig zu bitten: Komm, heiliger Geist.